

The background of the book cover features a stylized illustration of a woman's face, which is partially obscured by swirling, organic shapes resembling clouds or smoke. These shapes are rendered in a vibrant color palette of blues, pinks, and greens, creating a dreamlike and surreal atmosphere. The woman has long, dark hair and her eyes are closed, suggesting a state of sleep or deep contemplation.

DIE

TRÄUME

ANDERER

LEUTE

JUDITH

HOLOFERNES

KiWi

Judith Holofernes

Die Träume anderer Leute



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Judith Holofernes](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

[zur Kurzübersicht](#)

Über Judith Holofernes

Judith Holofernes, ehemals Frontfrau und Texterin der Band *Wir sind Helden*, hat nach dem *Helden*-Aus zwei Soloalben und ein Buch mit Tiergedichten veröffentlicht. Seit ihrem Rückzug aus dem Musikbusiness ist sie crowd-basierte Künstlerin, unterstützt durch monatliche Abos ihrer Community auf der Plattform Patreon. In ihrem Podcast »Salon Holofernes« spricht sie außerdem regelmäßig mit anderen Künstler*innen über ihre kreative Arbeit.

[zur Kurzübersicht](#)

Über dieses Buch

»Weniger Erfolg zu haben, als man einmal hatte, ist ein Tabu, besetzt mit schamvollen Bildern von Suff, Dschungelcamps und Auftritten in Möbelhäusern. Das, so dämmerte mir, war der Grund dafür, dass ich für meine Situation kaum Vorbilder fand. Wo waren sie, die erwachsen werdenden Popstars? Was machten sie in den Jahren nach dem großen Erfolg, was entwickelten sie für Überlebensstrategien, wie fanden sie ihr Glück nach dem Rausch?«

Album, Promotion, Tour. Beinahe zwanzig Jahre lang bestimmt der gnadenlose Takt des Musikbetriebs das Leben von Judith Holofernes. Als Frontfrau und Texterin der Band *Wir sind Helden* wird sie zu einer der prägendsten Stimmen der 2000er. Mit »Die Träume anderer Leute« liefert sie nun die Biografie, die sonst keiner schreibt: über das Danach, die Entwöhnung, die Zweifel, das Wiederankommen – und zeigt sich dabei als feinsinnige Erzählerin.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

© 2022, 2024, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Barbara Thoben, Köln
Covermotiv: Umschlillustration: © llustratoren.de/Carolina Rodriguez
Fuenmayor

ISBN 978-3-462-31066-5

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Motto

Zyankaliträume

2017

Ein Federgewicht im selben Ring

2010

Ein Samurai in der Savanne

Ton, Steine, Hipp-Gläschen-Scherben

Im Bus von David Lynch

Ein rigoroser Engel

2011

Helden im Limbo

2011/2012

Bremsquietschen bis Gomera

2012

Die holistische Hängematte

Vater, Mutter, Kind und Derrick

Netzwerken oder Nichtsnutzen

Ian, Patti, Viv & Cyndi

Ich gründe eine Müßiggang
Gib mir das, ich kann es halten

2013

Ein leichtes Schwert
Even if nobody else sings along
Walter Holzbaur und die Farne der Sony
Ein Drache, ein Pin-up und das Quietschen der Maschine
Liebe Teil 2 – Jetzt erst recht

2014

Die Box von Jennifer Rostock
Studien zu meiner Bekanntheit
Schmallippiger Spagat mit Slashs Zylinder
Ein Möchtegernreh im Scheinwerferlicht
Noble Gesichtszüge und Lemuren-Make-up
Helenes Echo
Einhornfohlen auf der Koppel
Bongos für mein Seelenheil
Gesundheit! Danke schön.
Saarbrücken ist mein Waterloo

2015

Ein unschmeichelhafter Vergleich mit Flake von Rammstein
Sleepless in Berlin und Tórshavn

Die Kunst des Bittens
Kein Ritt in den Sonnenuntergang
Erfolg ist, was man draus macht
Du bellst vor dem falschen Baum

2016

Imaginary Doomsday Orchestra
Sing, Vögelchen, Sing
Tragical Islands

2017

Chaos und Heldenkult
I'm gonna live forever and now what
Als Judith H. eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte
Immerhin nicht tot
Sing meinen Song, wenn du kannst
Ich brauche Licht

2018

Boomslang
Ein Kanarienvogel in der Mine
Exit Holofernes

2019

The Art of Asking Amanda
Epilog

Zitatnachweis

Sag: Schläfst du anderer Leute Schlaf
Zählst du anderer Leute Schaf
Bist du des Wahnsinns nette Beute
Du träumst die Träume anderer Leute

(Die Träume anderer Leute, Wir sind Helden)

Zyankaliträume

Als Kind habe ich wieder und wieder von Zyankali geträumt. Ich weiß nicht, wie das Gift seinen Weg in mein Kinderzimmer gefunden hatte. Da sind schemenhafte Erinnerungen an Kriegs- und Agentenfilme, in denen Bösewichte silberne Kapseln zerbeißen und sich schäumend und röhelnd dem Zugriff entziehen. Vielleicht hatte ich auch schon eine vage Vorstellung von dem, was Goebbels mit seinen Kindern im Bunker gemacht hatte.

Mal war es meine Freundin Sheila, die die Kapsel geschluckt hatte, mal ich. Das Gift war eine Bombe mit Zeitzünder, die Wirkung trat nicht sofort ein, anders als in den Filmen. Wer mein Zyankali schluckte, hatte noch etwa eine Stunde zu leben, aber sein Schicksal war besiegelt. Der Tod in diesen Träumen kam unaufhaltsam und unabänderlich und ließ mir Zeit, ihn bitter zu bereuen. Ich kann das Entsetzen noch heute spüren, bleiernes Bedauern und unversöhnliche, tiefe Trauer. Ich wollte auf keinen Fall sterben! Sheila sollte auf keinen Fall sterben! Aber es war zu spät. Ich wachte unter Tränen auf, und das Gefühl von Verderben und Verlust ließ mir tagelang die Hände zittern.

Jetzt, in meinen erwachsenen Fieberträumen, war das Gift wieder da. Vielleicht waren es die Opiate, die ich gegen die Schmerzen nahm. »Vernichtungsschmerz«, würde der Arzt später dazu sagen und damit erklären, warum ich wochenlang den Kopf nicht hatte heben können. Die Opiate und ich, auch das erklärte er mir, kamen offensichtlich nicht gut miteinander klar. Seit ich sie nahm, flossen die Tage und Nächte ineinander, ich war nie ganz wach, nie ganz weg. Das Gefühl, vergiftet

worden zu sein, nahm ich mit in den Dämmerschlaf. Als ich das letzte Mal ins Bad gekrochen war, hatte ich im Flurspiegel winzige tiefrote Flecken auf meiner Brust gesehen.

Diese Flecken sah ich im nächsten Traum wieder: Ich hatte den Befehl bekommen, den Kindern ihre Kapseln zu verabreichen und danach meine eigene zu nehmen. Kein Verhandeln, kein Ausweg. Schmerz überschwemmte mich, kalter Horror griff nach meinem Herzen, als ich im Spiegel die Flecken zählte.

Und dann war da eine Pause. Ein Aufbäumen, eine plötzliche, gewaltige Welle der Hoffnung. In meinem Traum konnte ich mich atmen sehen. Wir würden in den Wald fliehen, zu viert, Pola, die Kinder und ich! In Neustrelitz, an der ersten Weggabelung im Naturschutzgebiet, würden wir uns ins Unterholz schlagen, da, wo man für Kilometer laufen konnte, ohne in die Nähe einer Straße zu kommen. Dort könnten wir überleben, eine ganze Weile. Ich hatte doch die Sendungen mit Bear Grylls gesehen, hatte mir vom Survival-Guru zeigen lassen, wie man am Yukon und Amazonas überlebte. Ich würde doch wohl mit dem deutschen Wald klarkommen! Zur Not sogar für Monate. Tief erleichtert zog ich den Kindern ihre Mäntel an und warf die Zyankalikapseln ins Waschbecken.

2017

Ein Federgewicht im selben Ring

Im selben Jahr im Herbst, sechs Jahre nach dem Ende von Wir sind Helden, sitze ich neben Henning May auf einem ausgesessenen Sofa. Ohne rote Flecken auf der Brust, die Schmerzen nur noch ein Schatten im Hinterkopf, da, wo ihn später auch das MRT zeigen würde. Gerade habe ich mit Hennings Band einen Heldensong im Radio gesungen. Ich hätte gerne was Neues gespielt, aber Henning hatte sich »Von hier an blind« gewünscht, und weil ich ihn so gern mag, hatte ich nicht gemeckert.

Jetzt sitzen wir zusammen an einem Couchtisch voller Bierflaschen und Aschenbecher, auf einer spontanen Party im Hof eines unanständig schönen Proberaums. Die AnnenMayKantereits, denke ich, sind ein bisschen so, wie wir früher waren, neu und lustig in ihrem Welpencharme. Ich hingegen fühle mich wie ein alter Hund mit Staube und kämpfe gegen eine Traurigkeit, für die ich gerne zu cool wäre. Es ist dunkel und Sommer, alle außer mir sind angeschickert, und Henning versucht gestikulierend, mich einem beisitzenden Amerikaner zu erklären. »She's so badass! She basically decided to leave the ring as a heavyweight champion ... and then come back into that same ring ... as a featherweight!« Ich lache und sage so was wie: »Klingt cooler, als es sich anfühlt. Außerdem wiege ich deutlich mehr als damals.« Es klingt cool, was der Welpe sagt, nach Rocky und Phönix aus der Asche, ist es aber nicht. Ein bisschen heroisch vielleicht, aber auch masochistisch und dumm. Dumm auf eine Art und Weise, die man sich nicht leisten kann, wenn man Kinder hat, denke ich. Dumm im Sinne von fahrlässig. An diesem Abend, nach sechs Jahren Federgewicht, fühle ich mich grün und blau geschlagen. Meine Gegenüber sind noch immer dieselben Schwergewichte, die

Schiedsrichter sitzen weiter an ihren Plätzen. Und ich? Ich wollte doch einfach nicht mehr kämpfen.

Was ich gebraucht hätte, 2011, nach dem Abschied von meiner Band, wäre ein radikaler Schnitt gewesen. Mit meiner Muse Hand in Hand in den Sonnenuntergang zu reiten und ein neues Leben anzufangen, eins, das sich grundsätzlich anders anfühlen würde. Ich hatte aufgehört mit den Helden, weil ich aus der Tiefe meines Seins nicht mehr wollte, weil ich ausgebrannt war, unglücklich, krank und kaputt.

Jetzt sitze ich hier, sechs Jahre später. Ausgebrannt, unglücklich, krank und kaputt. Wie tapfer ich in der Zwischenzeit versucht habe, meinen Beruf zu etwas zu machen, womit ich glücklich sein kann. Immer darauf bedacht, niemanden wirklich vor den Kopf zu stoßen. Ich habe diese Jahre in einer Art Selbstexperiment verbracht. Wie macht man aus einem Märchen ein echtes Leben? Wie kommt man würdevoll aus der Sache wieder raus? Ich habe an so vielen Schrauben gedreht, ich könnte ein hilfreiches kleines Handbuch herausgeben, für die fünf Leute, die es interessiert. In den Momenten, wo das Drehen und Schrauben nicht funktioniert, reißt eine alte Verzweiflung auf wie eine schlecht verheilte Wunde. Und dann sitze ich zwischen meinen Geschenken und Hauptgewinnen, bis auf die Knochen unglücklich und voller Scham, weil ich nicht dankbarer sein kann. Fassungslos, wie hart und unfreiwillig sich mein Leben immer noch anfühlt. Wie wahnsinnig viel Arbeit es macht, diese Judith Holofernes zu sein, und wie unglaublich, beinahe unmöglich schwierig es ist, daneben eine Familie zu haben, die man ernst meint. Unglücklich, weil ich einen ruinös hohen Preis bezahle für etwas, das ich gar nicht mehr haben möchte.

Wie bin ich also wieder hier gelandet, im Boxring, in den Seilen, mit platter Nase und zugeschwollenem Auge? Wo ich doch so klug bin (frag ALLE! Steht sogar in der ZEIT!) und immer meditiere. Und so schlaue

Songs geschrieben habe, über das Aufhören und Loslassen, das Absagen und Verweigern.

Was ist passiert?

2010

Ein Samurai in der Savanne

Mein schwarzer Samurai-Mantel war viel zu warm für einen Julitag, aber ich wollte ihn nicht ausziehen. Schwarzes Leinen, grob und schwer, beinahe hundert Jahre alt. Geborgen aus einem Lager mit alten Militärsäcken, über und über bestickt mit ornamentalen roten und goldenen Blüten, dazu zwei goldene Streifen entlang der Ärmel. In diesem Mantel fühlte ich mich mit meinem Humpeln beinah heroisch. Ein Mantel, der einen aufrecht hält, mit scharfen Konturen, genäht für Dichterfürstinnen, für Patti Smith, Baudelaire, Jack Sparrow. Oder eben für einen Samurai. Das ist es, beschloss ich, während ich über den Parkplatz des Festivalgeländes hinkte. Ein Samurai. Angeschlagen, zermartert, verwundet, aber fest entschlossen, sich wieder ins Gemetzel zu stürzen. Diesem erhebenden Gefühl konnte auch die getrocknete Babyspucke auf meiner bestickten Schulter keinen Abbruch tun. Die Kinder waren mit Isa und Julia auf einem Spielplatz in der Nähe. Am Vormittag hatte ich ein paarmal versucht, eins von ihnen auf den Arm zu nehmen, dann hatten meine Freundinnen beschlossen, dass es besser wäre, ich hätte heute nur mich selbst zu tragen. Mir war es recht, ein Samurai mit Kleinkind auf dem Arm ist weitaus weniger beeindruckend als einer mit, sagen wir mal, einem Schwert in der Hand. Ein Samurai mit Kleinkind auf dem Arm ist wahrscheinlich bald ein toter Samurai.

Mit Kind auf dem Arm hätte das Humpeln wieder so ausgesehen, wie es zu Hause in Berlin ausgesehen hatte, mit Sweatshirt und Leggings und runden, weichen Schultern. Nach kaputter mitteljunger Frau, die niemals schläft und niemals Ruhe gibt. Von hinten vielleicht auch nach alter Frau in altersunangemessener Kleidung. Aber jetzt, hier, alleine auf diesem

desolaten, postapokalyptischen Festivalgelände, in diesem vorletzten Helden Sommer, humpelte ich wie ein Krieger. Zwischen den riesigen weißen Cateringzelten und den Alucontainern, die als Künstlergarderoben fungierten, schienen Kilometer zu liegen. In der Ferne erahnte man, angedeutet durch subtile Bassgewummer, den lustigen Teil des Festivals. Den Teil, wo hinter einem großen Planenzaun, gesichert von Security in orangen Westen, das Publikum tanzte, Würstchen aß und auf Wiesen lag.

Zwischen den Garderoben und dem Bühnenaufgang lag ein monumental er, trister Parkplatz. Gleißende Autodächer, diesiger weißgrauer Himmel, staubiger Boden. Das Licht, das milchig durch die Wolken fiel, reflektierte hart von den weißen Zeltplanen, den Autoscheiben, den Kieselsteinen. Auf meinem Weg über das Gelände musste ich die Augen zusammenkneifen. Mühsam hatte ich mich am Morgen die steile Treppe des Nightliners heruntergekämpft und mich eiernd und taumelnd zum Frühstückszelt gequält, vorbei an versprengten Grüppchen von Band- und Crewleuten, die in wackeligen Liegestühlchen versuchten, den Tag rumzubringen. Diejenigen, deren Auskommen von mir und meiner Einsatzfähigkeit abhing, beobachteten mich besorgt. »Kann sie so denn überhaupt auftreten?« Nein, auftreten konnte ich absolut nicht, zumindest nicht mit dem rechten Bein. Aber selbstverständlich würde ich heute Abend auf der Bühne stehen.

Nach dem Frühstück hatte mich mein erster Erkundungsgang direkt zu Lars geführt, einem der schwarz gewandeten Bühnenarbeiter, in dessen Richtung mich ein anderer, ratloser Lars mit Walkie-Talkie gewinkt hatte.

»Du bist Lars, oder?«

»Hm.«

»Ich wollte mal fragen, ob du mir für unseren Auftritt vielleicht einen Barhocker auf die Bühne stellen könntest.«

»Was?«

»Ich hab Probleme mit meinem Bein, ich muss im Sitzen spielen.«

»Barhocker.«

»Ja, na ja.«

»Ich kann dir einen Stuhl geben.«

»Nee, ein Stuhl ist zu niedrig. Ich brauche einen Barhocker. Aber einen coolen.«

»Was?«

»... einen coolen Barhocker.«

»*Es gibt* keine coolen Barhocker«, feixte Lars mit dem charmanten Selbstbewusstsein, das so vielen Festivalmitarbeitern zu eigen ist.

Damit hatte er natürlich recht, aber ich wollte keinen demütigenden wackeligen Schemel, richtig zu sitzen kam nicht infrage. Ich wollte stehsitzen, lässig an einen möglichst rock-'n'-rolligen hohen Hocker gelehnt, aus Holz musste er sein und mindestens drei Beine haben, um mein eigenes wackeliges Bein zu kompensieren oder zumindest nicht mitzuwackeln. Denn das besagt der Samurai-Code für Performer: Wackeln ist okay, aber nicht zu heftig. Es ist in Ordnung, krank zu sein, es ist in Ordnung, ein bisschen bedauert zu werden, die schönsten Konzerte sind oft die mit einem Makel. Was aber nicht geht, ist, dass das Publikum sich ernsthaft Sorgen um dich macht. Wer sich Sorgen macht, kann keinen Spaß haben.

Lars würde gucken, was sich auftreiben ließe. Eine halbe Stunde später tauchte er wieder auf, immer noch feixend, unterm Arm tatsächlich einen Barhocker. Ein chromblitzendes schwingendes Neunzigerjahre-Edeldisco-Lederding, das meine Dichterfürstinnenfantasien empfindlich störte. Ich würde das Beste daraus machen müssen.

Am Abend kämpfte ich mich, gestützt von Jean und Pola, zur Bühne. Mark hatte mich zuvor untersucht, mein Knie hin- und hergebogen, mir eine Salbe aufgetragen und in seiner onkeligsten Doktorstimme beruhigend auf mich eingeredet. Jean hatte mich den Tag über immer wieder verstohlen von der Seite angeschaut, aber nicht insistiert, als ich

beteuerte: »Ich bin topfit, ich will spazieren gehen!« Nur Pola, immerhin mit mir verheiratet, konnte ich nicht blenden. Der hatte mich schon zu Hause humpeln sehen, in Leggings, ohne ablenkende Militärinsignien.

Mein Bein hatte schon vor Wochen beschlossen, mir den Dienst zu versagen. Nicht durchgängig, aber gerade so oft, dass ich mich nie sicher fühlen konnte. Tagelang war alles in Ordnung, dann machte ich einen unbedachten Schritt und mein Bein sackte ohne Vorwarnung unter mir weg, als hätte jemand alle Sehnen durchtrennt. Manchmal tat das noch nicht mal weh, war nur beunruhigend und ein bisschen ekelig, so wie wenn man auf etwas tritt, das nicht weich und nachgiebig sein sollte, es aber ist. Meistens jedoch schoss mir dabei ein metallisch-harter Schmerz vom Knie bis in die Hüfte und nahm mir sekundenlang den Atem.

Wir kamen wenige Minuten vor unserem Auftritt hinter der Bühne an. Ich löste mich von den Schultern der anderen und trat vorsichtig auf. Mein Bein war instabil, aber die Salbe wirkte. Und vielleicht auch die drei Ibuprofen. Kaum hatten wir uns verkabelt und die Monitorstecker für den Bühnensound in die Ohren gefriemelt, erschallten die ersten Klänge unserer Einlaufmusik: »Caravan of Love«. Wir steckten die Köpfe zusammen und mein Herz machte einen Satz wie ein trainierter Hund, schwanzwedelnd und bereit, seine Tricks zu zeigen. Die Musik, aufgeladen durch unzählige Konzerte, funktionierte wie ein Portal in eine magische Welt voller strahlender Gesichter und erhobener Arme, in Zeitlupe und epischem Schwarz-Weiß. Unsere Fußballumarmung, hundertfach geprobt, ließ mir das Herz genau ein Mal springen, und dann wurde es still, in der Mitte zwischen uns ein ruhiger, heiliger Ort gemeinsamen Davors. Ich hatte gewusst, dass sich dieser Moment so anfühlen würde, und ich konnte damit planen, in den Momenten, da ich mit Larsen über Barhocker stritt. Zuverlässig, jedes Mal, würde mich dieser kurze Moment mit Dankbarkeit fluten, einer wilden, sturen Liebe, die mich bis zurück in den Backstage tragen würde.

Als die letzten Takte des Intros ausklangen, sprang ich deutlich zu energisch auf die Bühne, immerhin aber trugen mich mein Bein und das Adrenalin bis zu meinem Discostühlchen. Strahlende Gesichter, zum Himmel gereckte Arme, schwarz-weiß. Dazwischen ein paar freundlich-irritierte Blicke von meinem lachenden Gesicht zu meinem Bein, vom Bein zum Discostühlchen, vom Stühlchen zum Rest der Band. Ich sah direkt ins Publikum, riss meine Arme nach oben und strahlte in einer einzigen entschlossenen Kraftanstrengung alle Sorgen und Zweifel weg, meine eigenen und die der Zuschauer. Ich hatte vor Jahren gelernt, eine direkte Verbindung zwischen meinen Mundwinkeln und meinem Solarplexus zu legen, ich konnte Sonnenlicht in mein eigenes Herz grinsen.

Das Publikum war beruhigt, dieser Samurai da auf der Bühne war definitiv gut drauf, auch wenn er tanzte wie Jack Sparrow. Und ich tanzte. Auf und neben meinem Stuhl. Ich nutzte ihn als Requisite, lehnte mich in akrobatischer Schräglage gegen ihn, einen Unterarm auf das Lederpolster gestützt, und schwang mein wehes Bein mit komödiantischen Grimassen durch die Luft. Das Publikum jubelte mit Fragezeichen.

Nach dem ersten Song setzte ich mich endlich hin und erklärte heiter, was es mit dem Stühlchen auf sich hatte, witzelte über seine generelle Uncoolness, erzählte von meinen Versuchen, etwas Besseres zu finden. »Ich werde heute ein bisschen sitztanzen für euch.« Ob sie, mein geliebtes Publikum, meine Immobilität vielleicht mit einer Extrapolition motorischem Enthusiasmus kompensieren könnten? Aber bitte, danke schön, das klappt doch toll! Die nächsten zwanzig Minuten absolvierte ich halbwegs brav auf mein Stühlchen geparkt.

So ein schönes Publikum!

So warm und verständnisvoll!

Aber sah ich da vielleicht ein kleines bisschen Ennui auf den Gesichtern? Ein kleines bisschen Mühegeben, ein winziges Flackern der Aufmerksamkeit in den hinteren Reihen? Nach dem sechsten Song hielt

ich es nicht mehr aus, stand auf, stieß das Discostühlchen beiseite und begann zu tanzen, bis ganz vorne an den Bühnenrand. Ich riss die Arme hoch, hüpfte, drehte mich, ohne Schmerzen. Beinah ohne Schmerzen. Das Publikum quittierte diese halsbrecherischen Übungen mit Aaahs und Ooohs, die eines Houdini würdig gewesen wären, und ich drehte mich triumphierend zu den anderen um. Die Band guckte skeptisch. Der, mit dem ich verheiratet war, noch ein kleines bisschen skeptischer. Aber ich war glücklich, irgendwie, wenn auch den Tränen nah. Ich war ein Samurai. Und ein Samurai braucht einen Siegestanz, besonders ein Samurai mit Babyspucke auf der Schulter.

Nach der Show, bei den ersten Schritten die Alutreppe hinter der Bühne hinab, schossen mir elektrische Blitze vom Knie bis in die Hüfte, mir wurde übel und meine Hände begannen zu zittern. Im Backstage ließ ich mich auf eins der klebrigen Ledersofas fallen, hob das Bein auf meinen Rucksack, schloss die Augen und versank in mir selbst. Dort, in meiner Brust, wartete eine vertraute Schwärze, in die ich seit Monaten eintauchen konnte. Nicht wirklich unangenehm, nur bodenlos, dunkel und kühl.

Als Pola kam und mir fragend die Hand auf die Schulter legte, schob ich sie weg. Nicht harsch, noch nicht mal wirklich abweisend, nur geistesabwesend und mechanisch. Ich wusste, dass Pola wusste, was ich seit Monaten nicht wahrhaben wollte. Meine Beine wollten mich nicht mehr tragen. Zumindest ein Bein. Ich begann mich zu fragen, wie lange ich noch so würde weitermachen können, auf einem Bein. Und wann das zweite unter mir nachgeben würde.

Ton, Steine, Hipp-Gläschen-Scherben

Dieses Wegschieben von Polas Hand sollte in den folgenden Monaten eine vertraute Geste werden, ein stumpmes Ritual. So wie bei Robert Lembke damals bei *Was bin ich?* »Können Sie uns eine für Ihren Beruf typische Geste vorführen?« Und die Quizshow-Teilnehmer hätten gerufen: »Aber ja, das ist eine Musikerin, die versucht, mit zwei Kleinkindern auf Tour zu gehen!« Und Hans und Anneliese hätten sich zugelächelt und ergänzt: »Die Geste ist das typische Wegschieben der Hand des besorgten Ehemannes, damit man nicht in seine Einzelteile zerfällt. Herzlichen Glückwunsch. Welches Schweinderl hätten S' denn gern?«

Sosehr wir auch versucht hatten, unseren Beruf familienkompatibel umzugestalten, es schien ein unmögliches Unterfangen. Wir spielten deutlich weniger Konzerte, ich gab nur noch etwa halb so viele Interviews und schickte immer öfter den Rest der Band vor. Trotzdem waren Pola und ich, die wir die Kinder nicht zu Hause lassen konnten, immer noch ungefähr achtzig Tage im Jahr unterwegs. Das hat man davon, wenn man seinen Drummer heiratet. Wir spielten Show um Show, Festival um Festival, die Kinder immer im Schlepptau. Und ich hatte es mir so ausgesucht. Ich war es gewesen, die von diesem Tourleben mit Familie geträumt, die jeden Vorschlag, ein paar Jahre zu pausieren, vom Tisch gefegt hatte.

An manchen Tagen ging mein Plan sogar auf. Dann fühlte sich unser seltsames Familienkonstrukt zwar immer noch halsbrecherisch an, aber auch abenteuerlich, innig und besonders. Vielleicht in seiner Besonderheit

Pausen gegönnt. Ich wünschte, ich hätte auf meinen Visionen bestanden und mir weniger aus- und einreden lassen. Aber an dem, was ich mir vorgenommen habe, sind schon viele verzweifelt. Eine würdevolle Rückkehr vom Gipfel, ohne am Wegesrand zu erfrieren, gelingt den wenigsten. Am Mount Everest sterben die meisten Leute beim Abstieg.

Wie man es auch anstellt, Rockstar zu sein, ist nicht wirklich gesund, Erfolg macht auch nicht glücklich, und von beidem ist der Entzug unendlich schwierig. Auch wenn man ihn, irgendwie, freiwillig macht. Auch wenn man meditiert und zu wissen meint, wie ein Ego funktioniert. Auch wenn man mit schlauen, aufmüpfigen Songs erfolgreich wurde. Und auch dann noch, wenn man weitere aufmüpfige Songs darüber schreibt, dass man auf Erfolg und Wettbewerb pfeift. Erfolg ist eine Droge. Und auch bei anderen harten Drogen hilft es in der Regel wenig, wenn man sie schlau konsumiert oder feinsinnig oder postmodern. Man kann versuchen, sich den Schuss mit hochgezogener Augenbraue und ironischen Anführungszeichen zu setzen, aber in aller Regel wird sie einen lachend in den Abgrund schicken, zu all den anderen.

Etwas zu machen, das so nah am Herzen ist, so nah am Feuer, und sich damit in einen durchprofessionalisierten, kapitalistischen Kontext zu begeben, ist riskant, gefährlich für Leib und Leben. Damit tröste ich mich jetzt, mit meiner blauen Nase, den verzogenen Wirbeln, der zermarterten Schulter. Ich hätte es mir leichter machen können und mit siebenundzwanzig würdevoll an meinem eigenen Erbrochenen ersticken. Stattdessen habe ich das Obige gemacht.

Trotz allem Einverständnis bin ich sicher, dass es andere, menschenfreundlichere Wege geben muss, als Künstlerin, besonders als Popmusikerin, zu leben. Für alle, unabhängig von Geschlecht und Alter, unabhängig von der Frage, ob man Kinder hat oder nicht. Warum muss der Kapitalismus ausgerechnet im Pop sein hässlichstes Gesicht zeigen

dürfen? Ich bin sicher, dass weniger testosteronlastige, maskulin geprägte Strukturen uns allen guttun würden, nicht zuletzt den Männern.

Über die Gespräche für den Podcast hat sich mein Verdacht erhärtet, dass das Musikgeschäft tatsächlich, bei allen Parallelen zu anderen Kunstformen, noch mal ein bisschen extraschwierig fürs Gemüt ist. Wahrscheinlich, weil keine andere Kunstindustrie den Künstler selbst so sehr zur Ware macht, zum Produkt. Zudem hat sich keine andere Branche der Aufmerksamkeitsökonomie so widerstandslos verschrieben, und das, obwohl sich die Aufmerksamkeit nirgendwo sonst so schlecht übersetzt. Die Fans wollen ihren Lieblingskünstlern nur zu gern Geld zukommen lassen, sie wissen nur nicht mehr, wie. Im vagen Bewusstsein, dass ihr Geld nicht ankommt, hören sie schließlich damit auf, überhaupt noch irgendetwas zu kaufen. Leute, die Musik lieben, wollten noch nie Konsumenten sein. Wir wollen Zugehörigkeit und ein Zuhause, Trost und Inspiration. Und, wenn wir furchtlose kleine Dinger sind, Augenhöhe.

Patreon selbst ist, am Ende des Tages, ein Start-up, die Plattform kann sich verändern, verkauft und unbenutzbar werden. Was sich nicht ändert wird, ist die Idee dahinter. Die Tatsache, dass uns das Internet die Möglichkeit gibt, uns direkt zu verbinden, Mittelsmänner weitestgehend auszuschalten und ein nachhaltiges Künstlerinnenleben zu gestalten. Es gibt gute Ideen, wie das aussehen kann. Ich hoffe, dass uns noch viele weitere einfallen, so vielfältig, wie Künstlerinnen und Fans es sind. *Patreon* und ähnliche Plattformen kommen vor allem denjenigen entgegen, die Spaß daran haben, ihre Fans hinter die Kulissen schauen zu lassen. Es werden sich noch andere Wege auftun, für die Scheueren, Einsiedlerischen, Geheimnisvoller unter uns. Die Katzenmenschen.

Ich habe seit dem Sommer 2020 einen Hund. Lupita ist ein Pudelmischling mit Chinesischem-Schopfhund-Papa, sie sieht sehr lustig aus und ist sehr nett. Ich gucke sie mehrmals am Tag verliebt an und denke: Ich habe einen Hund. Ich habe ein Leben, in dem man einen Hund

haben kann. Ich gehe mehrmals am Tag lang mit Lupi raus und habe den letzten Winter so gut überstanden wie schon lange keinen mehr, gesundheitlich und launemäßig. Letzteres hat auch damit zu tun, dass ich dankbar auf eine verblüffend niedrige Dosis eines Serotonin-Wiederaufnahmehemmern anspringe und seither deutlich weniger ängstlich und traurig bin.

Ich schreibe, zeichne, denke, lese. Oft mit Lupita auf dem Schoß oder, wenn es nach ihr geht, quer über der Tastatur. Manchmal singe ich, wenn auch leise, das findet sie eher suspekt. Manchmal meditiere ich, dann leckt sie meine Hände, wenn ich Glück habe. Oder meine Nase, wenn nicht.

Ich danke meinen Patrons dafür, dass sie mir dieses Leben mit ermöglichen.

Der erweiterten Müßiggang für die Partys auf der Bühne und im Bus.

Den Helden für das geteilte Märchen.

Walter und Danny dafür, dass sie alles gegeben haben für diese Karriere, als ich sie noch wollte.

Käthe dafür, dass ihr meine Karriere egal ist.

Teitur und Amanda für die Geburtshilfe.

Lupita für die feuchte Nase.

Pola und den Kindern für die Dringlichkeit.

Zitatnachweis

- Das Zitat stammt aus: Judith Holofernes, Du bellst vor dem falschen Baum, 2. Druckauflage, 2015, Klett-Cotta